

EINFÜHRUNG

„Aller Anfang ist heiter. Die Schwelle ist der Platz der Erwartung.“

Johann Wolfgang von Goethe, *Wilhelm Meisters Lehrjahre*, 7. Buch, 9. Kap.

Im Mittelpunkt dieses Bandes steht die Frage, welche Prozesse, Praktiken und Medien es in antiken Gesellschaften ermöglichten, Übergänge zu konstruieren und zu definieren, sie sichtbar und wahrnehmbar, aber auch reflektierbar zu machen. Hilfreich erweist sich dafür VICTOR W. TURNER: Dieser prägte in den 1960er Jahren den Terminus der *Liminalität* als Beschreibung eines Zustandes des ‚Dazwischen‘ (betwixt and between), der sich – ursprünglich in den Bereich der ethnologischen Interpretation (nicht nur) religiöser Rituale gehörend – bei kulturwissenschaftlichen Fragestellungen bis heute großer Beliebtheit erfreut; allerdings ist auch auf kritische Stimmen zu verweisen.¹ Bereits TURNER selbst hatte den Geltungsbereich seiner ethnologischen Befunde ausgeweitet, um damit ganz allgemein soziale Veränderungsprozesse zu beschreiben, die er als ‚soziale Dramen‘ zu fassen suchte.²

Daran anknüpfend, aber auch darüber hinausgehend, betont der von uns als Neologismus gebildete Begriff *Liminalisierung* das Prozesshafte der *Schwelle*, die Dynamik von Grenzziehungen und -überschreitungen, und lenkt so den Blick auf die damit verbundenen kulturellen und sozialen Praktiken der Herstellung und Reflexion von Übergangszuständen und Übergangsbereichen. Dabei lohnt es sich, ganz konkret an die räumliche Bedeutung der Schwelle zu erinnern, die CORDULA BACHMANN in ihrem Beitrag folgendermaßen beschreibt: „Die Schwelle, die durchaus wie die Grenze zwischen zwei Bereichen steht, ist dennoch im Unterschied zur Grenze dazu da, überschritten zu werden. Ein Schwellenraum ist also einerseits etwas Trennendes. Andererseits ist die Existenz eines Schwellenbereiches zwischen zwei Dingen eine notwendige Voraussetzung dafür, dass Annäherung überhaupt stattfinden kann: Denn was schon problemlos ineinanderfließt, *muss* nicht, was durch eine Grenze getrennt wird, *kann* nicht angenähert werden.“³

Mit diesem Begriff der Schwelle und seiner dynamischen Dimension – genau diese meint nämlich Liminalisierung – sind wir nahe am Konzept der *komplexen Grenze*, das ANSGAR TEICHGRÄBER zu Beginn seines Beitrags erläutert. Es wurde im Kontext der aktuellen Grenzforschung entwickelt und betont die „Multidimensiona-

1 TURNER 1969. Zu TURNER vgl. PARR 2015, 20–24; vgl. auch OTTO RITTER, in diesem Band S. 65. Für eine Kritik seines Ansatzes vgl. z. B. FÖRSTER 2003.

2 Vgl. z. B. TURNER 1980.

3 CORDULA BACHMANN, in diesem Band S. 15–16. Für eine umfassende Darstellung eines kulturgeschichtlichen Schwellenbegriffs sowie dessen Einordnung insbesondere in die Philosophie- und Literaturgeschichte der Moderne vgl. PARR 2015.

lität, Relationalität, Durchlässigkeit und Prozesshaftigkeit von Grenzen.⁴ Außerdem macht TEICHGRÄBER auf die in der Grenzforschung gängige Unterscheidung zwischen politisch-territorialen Grenzen (englisch meist als *borders* bezeichnet) und sozialen sowie weiteren räumlichen und zeitlichen Grenzziehungen (englisch *boundaries*) aufmerksam. Das Konzept der komplexen Grenze versucht diese Unterscheidung zu überwinden.⁵ Auch dieser Ansatz ist für unseren Begriff der Liminalisierung wichtig. Für die Erkenntnis, dass diese beiden Dimensionen von Grenzen – und damit auch die Dimensionen von Liminalisierung – in einer Kultur immer nur gemeinsam oder zumindest in Relation zueinander betrachtet werden sollen, wird häufig auf den Soziologen GEORG SIMMEL (1858–1918) verwiesen, der bereits 1903 in seiner Raumsoziologie den oft zitierten Satz formulierte: „Die Grenze ist nicht eine räumliche Tatsache mit soziologischen Wirkungen, sondern eine soziologische Tatsache, die sich räumlich formt.“⁶

Allerdings erweist sich durch diese Mehrdimensionalität des Grenzphänomens die Erforschung von Grenzen als ausgesprochen vielschichtig, nicht umsonst ist eben von *komplexen* Grenzen die Rede – und dies gilt natürlich auch und besonders für den Übergangsbereich und seine dynamische Form der Liminalisierung, die den Schwellencharakter dieser Grenzen in den Blick rückt. Da sind zunächst die von Menschen festgelegten territorialen Grenzen, etwa die eines Staates, einer Stadt, eines Einflussgebietes einer bestimmten Gruppe, aber auch eines Tempelbezirks sowie deren Überschreitungsmöglichkeiten, um nur einige wenige zu nennen.⁷ Beispiele in diesem Band wären etwa die Demengrenzen im Athen des 3. Jahrhunderts v. Chr. (Beitrag von ANSGAR TEICHGRÄBER) oder auch die Stadtmauern von Caesarea Maritima im 4. nachchristlichen Jahrhundert (Beitrag von KATHARINA WALDNER). Doch auch naturräumliche Grenzen mit ihren Schwellen sind in den Blick zu nehmen – d. h. Orte, an denen Menschen in ihrem Drang nach Reichweite an Grenzen stoßen, beispielsweise an einer Küste, einem Gebirgszug, einem Fluss oder einer tiefen Schlucht, und es stellt sich die Frage, wie sie dort Möglichkeiten des Übergangs (er)finden. Hier sind die Meerengen zu nennen, die im Mittelpunkt des Beitrags von JOHANNA LEITHOFF stehen. In den Bereich der *boundaries*, die eben immer *gleichzeitig* mit zu untersuchen sind, fallen alle Abgrenzungspraktiken und die dadurch erzeugten Übergangsphänomene, die dazu dienen, Gesellschaften und deren Wissen zu organisieren und zu strukturieren. Aus soziologischer Perspektive geht es hier um Zugehörigkeit und Ausschluss (wer gehört zum Demos und wer nicht?), um Individuum und Gruppe (beispielsweise die ‚feinen Unterschiede‘⁸ innerhalb der christlichen Gemeinde in Caesarea Maritima) oder auch um die Organisation politischer und anderer Macht (wie etwa der Befähigung, Meerengen zu überqueren und neue Räume zu erschließen). Schließlich sind Grenzen und Schwellen im Bereich signifizierender und diskursiver Praktiken zu untersuchen, hierzu gehören die Grenzen des Sag- und Wissbaren ebenso wie alle (für

4 ANSGAR TEICHGRÄBER, in diesem Band S. 49, der insbesondere auf GERST et al. 2018 verweist.

5 ANSGAR TEICHGRÄBER, in diesem Band S. 53–54.

6 SIMMEL 1903, 46. Vgl. für eine weitere Diskussion von SIMMELS „Theory of Borders“ WEISSENRIEDER 2016b, 1–5.

7 Für eine eindruckliche Reihe von antiken Beispielen zu allen hier und im Folgenden aufgezählten Aspekten vgl. die bei WEISSENRIEDER 2016a versammelten Beiträge.

8 Der Begriff stammt von dem Soziologen PIERRE BOURDIEU (vgl. dazu PARR 2015, 27–34).

natürlich gehaltenen) kategorialen Unterscheidungen, so beispielsweise jene zwischen Männern und Frauen, aber auch, um wieder ein Beispiel aus dem vorliegenden Band zu nennen, zwischen Matronen und christlichen Witwen (im Beitrag von MAIK PATZELT) oder Schlafen, Wachen und Träumen (im Beitrag von CHRISTOPHER SCHLIEPHAKE). Weiterhin seien die Unterscheidung zwischen Theater und Dichtung bzw. Fiktion auf der einen, Wirklichkeit und Historizität auf der anderen Seite genannt (in den Beiträgen von CORDULA BACHMANN und OTTO RITTER). Der Beitrag von NADINE VIERMANN schließlich bietet ein eindrückliches Beispiel für die von Menschen mit dem Blick auf die Vergangenheit ebenso wie auf die erlebte Gegenwart vorgenommenen und doch fließenden Abgrenzungen bestimmter Zeitalter und Epochen.

Angesichts der oben geschilderten Komplexität und Vielfalt ist es selbstverständlich, dass die einzelnen Beiträge lediglich Fallbeispiele darstellen; wir sprechen von Konstellationen des Übergangs, weil es sich um komplexe und kontingente, aber dennoch nicht willkürliche und zufällige Arrangements handelt. Allen Beiträgen dieses Bandes ist gemeinsam, dass sie sich mehrheitlich auf schriftliche Quellen beziehen, dass sie also die antiken Liminalisierungen grundsätzlich in medial vermittelter und folglich auf verschiedene Weise reflektierter Form erfassen. Bevor wir zu einem kurzen Überblick über die konkreten Konstellationen und Gegenstände der einzelnen Fallbeispiele kommen, sei deshalb auf zwei theoretische Ansätze verwiesen, die in einigen Beiträgen explizit zur Sprache kommen, uns aber darüber hinaus grundsätzlich für die Frage nach der Liminalisierung von Bedeutung erscheinen und zwar gerade dann, wenn dieses Phänomen in Texten, ganz besonders solchen in erzählerischer Form untersucht wird.

Gemeint sind die Konzepte der *Heterotopie* (MICHEL FOUCAULT) und der *Grenzfigur* (RUDOLF SCHLÖGL). Der von MICHEL FOUCAULT bereits 1967⁹ erstmals verwendete Begriff der *Heterotopie* ist dem Begriff der Schwelle, wie wir ihn hier verwenden, verwandt. Obwohl vieles an FOUCAULTS Ausführungen notorisch unscharf und manches auch überkommen ist, wie die Rede von „Urgesellschaften“, bleibt seine Grundannahme doch produktiv: Dass nämlich jede Kultur über Orte verfüge, „[...] in denen die wirklichen Plätze innerhalb der Kultur gleichzeitig repräsentiert, bestritten und gewendet sind, gewissermaßen Orte außerhalb der Orte, wiewohl sie tatsächlich geortet werden können. Weil diese Orte ganz andere sind als alle Plätze, die sie reflektieren oder von denen sie sprechen, nenne ich sie im Gegensatz zu den Utopien Heterotopien“.¹⁰ FOUCAULT nennt als Beispiele Friedhöfe, Kasernen und Gefängnisse, nicht ohne jedoch auf die historische und kulturelle Bedingtheit der Form solcher Orte zu verweisen; auch ganz andere Orte könnten also in einer bestimmten Kultur zur Heterotopie werden. Wichtig für unseren Bedarf ist die Funktion, die FOUCAULT diesen Orten zuschreibt, dass nämlich in ihnen die „wirklichen“ Plätze einer Kultur „repräsentiert, bestritten und gewendet“ werden. Dies heißt aber nichts anderes, als dass Kulturen heterotope Orte benutzen können, ja unbedingt brauchen, um bestehende Ordnungen und Grenzsetzungen aus einem gewissen Abstand zu reflektieren, ohne sie gleichzeitig völlig außer Kraft zu setzen. Die Ordnungen und Grenzsetzungen werden in diesem

9 FOUCAULT 1992.

10 Für dieses wie auch die Zitate des folgenden Satzes siehe FOUCAULT 1992, 39.

Sinne liminalisiert, sie geraten aus einem festen in einen Übergangszustand, aus dem sich eventuell auch Neues, d. h. auch wieder neue Grenzsetzungen, entwickeln könnten. So ließe sich sagen: Nicht jede Schwelle ist eine Heterotopie, aber jeder heterotope Ort trägt in sich die Qualität und das Potential der Liminalisierung.

Es ist insofern kein Zufall, dass in den Beiträgen dieses Bandes der Begriff der Heterotopie verwendet wird, etwa für den Traum von CHRISTOPHER SCHLIEPHAKE oder das Amphitheater der Christenverfolgung bei KATHARINA WALDNER; auch könnte man den Raum des Theaters in antiken Kulturen möglicherweise in diesem Sinn als heterotopen Raum auffassen und so erklären, warum die Analyse einer Komödie so ergiebig ist für die Untersuchung der Dynamik von Schwellen. Wichtig bleibt in jedem Falle, dass gerade in Texten, in Fiktionen, in Erzählungen derartige Räume repräsentiert werden, was das Erzählen selber zu einer liminalisierenden Praxis werden lassen kann.

Damit kommen wir zum Konzept der *Grenzfigur*, zum zweiten theoretischen Ansatz, der für unsere Frage nach Liminalisierung bedeutsam ist. Der Begriff der Grenzfigur wird von SCHLÖGL gleichzeitig als Produkt und als Medium der erzählerischen Darstellung von Schwellen beschrieben: „[Grenzfiguren] gestalten Grenzen zu Grensräumen aus, und indem sie sie bevölkern, werden diese [Grensräume] zu osmotischen Zonen, durch die Ordnung mit Unordnung in Kontakt treten muss“.¹¹ Ähnlich wie im Falle der Heterotopien ist es auch hier wichtig, dass die Ordnung nicht einfach umgekehrt und damit außer Kraft gesetzt wird, sondern es geht um einen Zwischenzustand, der durch diese Grenzfiguren erzählbar wird. In drei Beiträgen in diesem Band erscheinen derartige Grenz- oder Übergangsfiguren: die christlichen Witwen (im Beitrag von MAIK PATZELT), der Märtyrer (im Beitrag von KATHARINA WALDNER) und der Dichter Ennius als „mehrdimensionale Übergangsfigur“ (im Beitrag von OTTO RITTER). Auffällig ist, dass es in allen drei Beiträgen keineswegs allein um Figuren in fiktionalen Erzählungen geht, sondern um das Sichtbarmachen, wie in antiken Kulturen Subjekte durch Fremd- und Selbstzuschreibungen in gewissen kontingenten, durch gesellschaftliche Transformation gekennzeichneten Momenten der Geschichte ihre soziale Position und Handlungsmacht gewissermaßen ‚auf der Schwelle‘ (er)finden konnten oder mussten.

Wir haben die Beiträge, die von der Komödie im Athen des 4. vorchristlichen Jahrhunderts bis zur Diskussion der Epochenschwelle zur Spätantike reichen, in chronologischer Reihenfolge angeordnet, wohl wissend, dass – gerade angesichts der oben aufgezeigten zahlreichen thematischen Querverbindungen – auch andere Konstellationen denkbar gewesen wären. Abschließend möchten wir nun kurz die Fallbeispiele im Einzelnen resümieren.

CORDULA BACHMANN erörtert in ihrem Beitrag am Beispiel von Menanders *Epi-trepointes* (Ende 4. Jahrhundert v. Chr.) die Frage, wo und wie sich liminale Felder im Kontext des antiken Dramas auftun. Sie tut dies methodisch in gleichzeitig exemplarischer und grundlegender Herangehensweise, die auch auf weitere dramatische Dichtungen übertragbar wäre. Dabei wendet BACHMANN den Parameter der Liminalisierung auf ganz verschiedene Aspekte der Überlieferung und Interpretation von Menanders

11 SCHLÖGL 2013, 284; vgl. die ausführliche Darstellung seines Konzeptes im Beitrag von MAIK PATZELT, S. 142.

Komödie an: So wird der Vorgang der Textüberlieferung und der modernen wissenschaftlichen Rezeption des Stückes und damit antiker Literatur insgesamt als relationales, die modernen Rezipient*innen liminalisierendes, raumzeitliches Geschehen aufgefasst. Textimmanente, den *Epitrepontes* exklusiv zukommende Schwellenbereiche werden in einem zweiten Teil herausgearbeitet, darunter insbesondere die Unterscheidung zwischen Freien und Sklav*innen. ANSGAR TEICHGRÄBER untersucht in seinem Beitrag die Wechselwirkungen verschiedener Dimensionen von Grenzen – territorialen, religiösen und sozialen – zwischen attischen Demen. Diese treten in einer Ehreninschrift aus dem 3. Jahrhundert v. Chr. zutage – vom Demos Peiraius einem seiner Wohltäter aus dem Demos Cholleidai gestiftet. TEICHGRÄBER analysiert einerseits den Prozess der Errichtung und der, sofern sie nur temporär gültig sind, Beseitigung dieser Grenzen durch den Gruppenverband der Demoten, andererseits den Umgang des geehrten Bürgers mit eben diesen Grenzen.

OTTO RITTER analysiert auf der Basis ennianischer Fragmente die Rolle des Dichters Ennius als mehrdimensionale Übergangsfigur des 3.–2. Jahrhunderts v. Chr. Ennius' soziale Stellung aufgrund des (zunächst) fehlenden Bürgerrechts in Rom war zwar eigentlich die eines Außenseiters, seine Selbstdarstellung als *poeta*, als Meister der Dichtkunst, sicherte ihm jedoch gesellschaftlichen Aufstieg und Anerkennung in der römischen Aristokratie und erweist ihn gleichzeitig als liminalen Charakter. JOHANNA LEITHOFF diskutiert die facettenreichen Konzeptualisierungen der Wasserstraße zwischen Gallien und Britannien (unseres Ärmelkanals) als Grenz- und Schwellenraum anhand von drei Fallbeispielen aus der Zeit der römischen Erschließung der Insel (1. vor- bis 2. nachchristliches Jahrhundert) – nämlich aus Caesars *Gallischem Krieg*, den *Historien* und dem *Agricola* des Tacitus sowie dem Geschichtswerk des Florus. Gerade in den Geschichten vom Übersetzen über das Wasser erweist sich dabei die liminale Qualität der Meeresstraße, die je nach Kontext als natürliche Barriere oder verbindender Wasserweg erscheint.

CHRISTOPHER SCHLIEPHAKE untersucht die liminale Qualität der *Oneirokritika* des Artemidor von Daldis aus dem 2.–3. Jahrhundert n. Chr. und arbeitet dabei raumzeitliche sowie soziale Facetten der Liminalisierung heraus, die aus der Überführung des dunklen, verworrenen Traumgeschehens in eine der antiken Lebenswelt sinngebende, strukturierende Traumdeutung entstehen. MAIK PATZELT fokussiert sich auf die Figur der christlichen Witwe, die in zwei Welten zuhause war: Einerseits war sie, als römische Matrone mit entsprechenden Rechten und finanziellen Mitteln ausgestattet, der ‚alten‘ Welt der paganen Aristokratie zugehörig, andererseits strebte sie nach dem ‚neuen‘ christlichen Ideal von weiblicher Bescheidenheit und Demut. Der Prozess der Identitätsfindung der christlichen Witwe erweist sich damit als Vorgang von Liminalisierung, der durch die Konstruktion des Typus einer Grenzfigur erfassbar wird.

KATHARINA WALDNER zeigt, wie der Kirchenhistoriker Eusebius von Caesarea in seiner Schrift *De martyribus palaestinae* einen neuen Weg bei der Darstellung der Übergangsfigur des Märtyrers wählt. Im Mittelpunkt steht das exzessiv gewalttätige Verhalten der römischen Statthalter während der diokletianischen Verfolgung (303–311 n. Chr.), das die Grenzen des allen Bewohnern der Provinz gemeinsamen Wertesystems überschreitet und die Provinz in einen liminalen Raum verwandelt. NADINE VIERMANN nimmt in ihrem Beitrag den Begriff der Epochenschwelle kritisch in den Blick, der

für die Geschichtswissenschaft ein wichtiges Ordnungsprinzip darstellt. Exemplarisch untersucht sie, wie sich die politischen Strukturen im oströmischen Konstantinopel des 7. Jahrhunderts mit der Machtübernahme durch Herakleios änderten, um so die Transformationsphase von der Spätantike zur sogenannten byzantinischen Epoche einzuleiten.

Am Beginn dieses Publikationsprojektes stand eine Tagung, die vom 12. bis 13. Oktober 2018 in der *Kleinen Synagoge* in Erfurt stattfand. Wir bedanken uns bei allen Tagungsteilnehmer*innen, auch bei jenen, deren Beiträge aus verschiedenen Gründen nicht in diesem Buch publiziert sind, für ihre Vorträge und ganz besonders für die ausführlichen und inspirierenden Diskussionen, die uns geholfen haben, unser Konzept der Liminalisierung weiterzudenken und zu präzisieren. Für die Förderung der Tagung sind wir der *Erfurter Raum-Zeit-Forschung*, der Erfurter Professur für Antike Kultur und vor allem dem *Forum for the Study for the Global Condition* der Universitäten Leipzig, Halle-Wittenberg, Jena und Erfurt zu Dank verpflichtet.

Prof. Dr. Kai Brodersen (Professur für Antike Kultur, Erfurt) hat unser Projekt von Beginn an nicht nur wohlwollend mit Rat und Tat begleitet, sondern auch persönlich den Satz des Manuskripts erstellt; dafür sei ihm herzlich gedankt. Dr. Isabella Schwaderer (Religionswissenschaft, Erfurt) hat das Manuskript dankenswerterweise Korrektur gelesen. Bei den Herausgebern der Potsdamer Altertumswissenschaftlichen Beiträge bedanken wir uns für die Aufnahme unseres Buches in die Reihe; unser herzlicher Dank gilt abschließend insbesondere Frau Katharina Stüdemann vom Steiner-Verlag für die freundliche und kompetente Beratung und Zusammenarbeit bei der Drucklegung. Für die Übernahme der Druckkosten danken wir der Professur für Antike Kultur der Universität Erfurt.

Wir geben dieses Manuskript in einer Zeit aus der Hand, die von vielen als Schwelle oder Übergang empfunden wird, meist durchaus im bedrohlichen Sinn des Wortes. Eine weltweite Pandemie, ausgelöst durch das Coronavirus SARS-CoV-2 zeigt durch ihre rasche und unaufhaltsame Ausbreitung auf der ganzen Welt, wie verletzlich und leicht überschreitbar Grenzen sein können – gleichzeitig wird durch die Errichtung neuer politischer, sozialer und räumlicher Grenzen versucht, die Krise zu bewältigen. Unsere Beschäftigung mit dem Motiv der Schwelle, der Ermöglichung eines Übergangs, auch und gerade in einer Situation, die uns allen vor allem Grenzen aufzeigt, erhält vor diesem Hintergrund eine neue Dringlichkeit. Der Blick in die Antike mag zeigen, wie Menschen zu allen Zeiten fähig waren, Schwellen und Übergänge zu bewältigen und davon zu erzählen. Vielleicht können unsere Analysen von und Geschichten über antike Schwellen dazu beitragen, dass diese historische Schwelle, trotz allem, mit Goethe gesprochen, ein „Platz der Erwartung“ wird.

Universität Erfurt, im November 2020

Cordula Bachmann – Johanna Leithoff – Katharina Waldner

LITERATURVERZEICHNIS

- GERST, DOMINIK; KLESSMANN, MARIA; KRÄMER, HANNES; SIENKNECHT, MITJA; ULRICH, PETER. 2018. „Komplexe Grenzen. Aktuelle Perspektiven der Grenzforschung“, *Berliner Debatte Initial* 29/1, 3–11.
- FÖRSTER, TILL. 2003. „Victor Turners Ritualtheorie“, *Theologische Literaturzeitung* 128/7–8, 703–716.
- FOUCAULT, MICHEL. 1992. „Andere Räume“, in: Karlheinz Barck et al. (Hgg.), *Aisthesis. Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer anderen Ästhetik*, Leipzig, 34–46.
- PARR, ROLF. 2015. „Liminale und andere Übergänge. Theoretische Modellierungen von Grenzzonen, Normalitätsspektren, Schwellen, Übergängen und Zwischenräumen in Literatur- und Kulturwissenschaft“, in: Achim Geisenhanslüke; Georg Mein (Hgg.), *Schriftkultur und Schwellenkunde*, Bielefeld, 11–64.
- SCHLÖGL, RUDOLF. 2013. „Themenschwerpunkt Grenzfiguren: Einführung“, *Geschichte und Gesellschaft* 39/3, 283–285.
- SIMMEL, GEORG. 1903. „Soziologie des Raumes“, in: Gustaf Schmoller (Hg.), *Das Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtspflege des Deutschen Reiches*. Neue Folge, Leipzig, 27–71.
- TURNER, VICTOR. 1969. *The Ritual Process. Structure and Anti-Structure*. Ithaca. (dt. *Das Ritual. Struktur und Anti-Struktur*, Frankfurt a. M. 2000).
- TURNER, VICTOR. 1980. „Social Dramas and Stories about Them“, *Critical Inquiry* 7/1, 141–168.
- WEISSENRIEDER, ANNETTE (Hg.). 2016a. *Borders. Terminologies, Ideologies, and Performances*, Tübingen.
- WEISSENRIEDER, ANNETTE. 2016b. „Einleitung“, in: Annette Weissenrieder (Hg.). *Borders. Terminologies, Ideologies, and Performances*, Tübingen, 1–19.

LIMINALISIERUNG AN UND IN MENANDERS *EPITREPONTES*

Cordula Bachmann

1. Einleitung

Ein literarischer Text der Antike konfrontiert den heutigen Leser mit allerlei Schwierigkeiten. Dies gilt in besonderer Weise für literarische Texte, die das Textbuch eines Theaterstücks darstellen: Das intentionale Zielprodukt, die Aufführung, werden wir Heutigen nie erleben können, und wir vermögen uns der antiken Performance, wenn wir sie uns vorzustellen oder sie zu rekonstruieren versuchen, wenn überhaupt nur tastend und zögerlich anzunähern. So geht es uns beispielsweise mit Menanders *Epitrepontes* (*Das Schiedsgericht*), einer Komödie, die gegen Ende des 4. Jhs. v. Chr. in Athen geschrieben und aufgeführt wurde. Und obwohl die Textversion nur *eine* Seite des Kunstwerks darstellt, seine Substruktion gewissermaßen, fordert doch die beim Lesen spürbare hohe künstlerische Qualität der *Epitrepontes* zumindest den Versuch, sich dem Gesamtkunstwerk anzunähern. Zahlreiche Aspekte antiker Theaterkultur sind inzwischen so gut erforscht worden, dass wir uns bei der Beschäftigung mit den *Epitrepontes* schon etwas sicherer fühlen dürfen: Da sind zunächst Forschungen zur Aufführungspraxis, zu den das antike Theater betreffenden Realien wie Ausstattung der Schauspieler, Bühnenmaschinerie und Kulisse zu nennen sowie Untersuchungen zum Aufbau eines Stücks und zur Dramaturgie, zum Verhältnis des Dargestellten zu den diesem zugrunde liegenden historischen Gegebenheiten sowie zu soziohistorischen Fragen, etwa nach den hierarchischen Strukturen, in denen die Protagonisten agieren, um nur einige wenige Aspekte anzuführen.

Eine weitere Möglichkeit, sich einem antiken Theaterstück zu nähern, besteht darin, einen externen Parameter zu finden, der den Zugriff erleichtert, weil er – obwohl von außen angelegt – ein bestimmtes Muster sichtbar macht. Ein solcher Parameter scheint mir die Liminalisierung zu sein, der dieser Sammelband gewidmet ist. Liminalisierung beschreibt nach dem Ansatz der Herausgeberinnen dieses Bandes ein Deutungssystem, für das der hier untersuchte Text in vielfältiger Hinsicht Angriffspunkte bietet. Das Phänomen der Liminalisierung verhält sich zu seinem Zentrum, der Schwelle (lat. *limen*), auf zweierlei Arten, die beide für die vorliegende Untersuchung von Bedeutung sind: Zum einen geht es um die *Wahrnehmung bzw. den Umgang mit einer Schwelle*, eines zwar trennenden, zugleich aber, im Unterschied zur Grenze, auch verbindenden Bereichs oder Raums. Die Schwelle, die durchaus wie die Grenze zwischen zwei Bereichen steht, ist dennoch im Unterschied zur Grenze gerade dazu da, überschritten zu werden. Ein Schwellenraum ist also einerseits etwas Trennendes. Andererseits ist die Existenz eines Schwellenbereichs zwischen zwei Dingen eine notwendige Voraussetzung dafür, dass Annäherung überhaupt stattfinden kann: Denn was schon problemlos ineinanderfließt, *muss* nicht, was durch eine Grenze getrennt wird, *kann*

nicht angenähert werden. Der Begriff der Liminalisierung beschreibt die *Schaffung eines Schwellenraums* als einen dynamischen Prozess und ergänzt die Wahrnehmung eines solchen Raums um die Erkenntnis, dass Schwellenräume nicht nur passiv erlebt, sondern aktiv mit- bzw. umgestaltet werden können. Liminalisierung bezieht also einen Teil ihrer Wirksamkeit daraus, dass der bipolare Vorgang des Trennens und Verbindens im Fokus steht. Die zwei Aspekte von Liminalisierung – Wahrnehmung und Gestaltung einer Schwelle – können ineinander übergehen.

Warum nun passt die Perspektive der Liminalisierung zu Menanders Komödie *Epitrepontes*, und in welcher Hinsicht hilft sie als gedankliches Konzept, diesen antiken Text besser zu begreifen, Unbehaglichkeiten auszuräumen und sogar offene Fragen zu beantworten? – Die Antwort liegt unter anderem darin, dass sich in den *Epitrepontes* besonders viele liminale Felder auftun, von denen einige gattungsspezifisch, den *Epitrepontes* also mit weiteren antiken Theater- und Komödientexten gemeinsam sind, andere aber den *Epitrepontes* exklusiv zukommen, da sie sich aus Aufbau und Handlungsführung speziell dieser Komödie ergeben. Eine Untersuchung von Menanders *Epitrepontes* unter der Perspektive der Liminalisierung wird nicht zuletzt durch ihren Titel angeregt:¹ *Epitrepontes* (ἐπιτρέποντες) bedeutet wörtlich: „die, die um ein Urteil bitten.“ Es wird also eine Trennung – eine (Ent-)Scheidung zwischen Richtig und Falsch – angemahnt, die in einem dynamischen Prozess bestehen soll,² wie ihn das Phänomen der Liminalisierung zu fassen versucht. Dieser Tatsache trägt auch die gängige deutsche Übersetzung des Titels (*Das Schiedsgericht*) Rechnung, die nicht ausschließlich ergebnisorientiert auf das zu fällende Urteil fokussiert, sondern auf den Vorgang des Urteilens. Ein Blick in die Komödie zeigt, dass der Verhandlung, diesem Schwellenbereich zwischen Exposition des Streitfalls und seiner Klärung, ein recht breiter Raum gewährt wird,³ was die Wichtigkeit der Szene für das Gesamtwerk unterstreicht.

- 1 Den Titel des Werks überliefert der allerdings lückenhafte Papyrus P.Oxy. 4020, I.2 (ed. pr. PARSONS 1994a) aus dem 2. Jh. n. Chr., dazu FURLEY 2009, 119, der außerdem ein *incipit*/eine *ἀρχή* beinhaltet, was der Identifizierung des Stücks dient: Die Existenz eines *incipit* deutet darauf hin, dass es ursprünglich entweder keinen eindeutigen Titel gab oder sogar mehrere Werke mit dem gleichen Titel, siehe dazu WENDEL 1949, 31–34. Ob der Titel von Menander stammt oder erst vergeben wurde, als das Werk in den Bibliothekskatalog aufgenommen wurde, aus dem offenbar P.Oxy. 4020 stammt, lässt sich nicht mehr mit Sicherheit feststellen. Es ist aber zumindest nicht unwahrscheinlich, dass er auf Menander zurückgeht, vgl. WENDEL 1949, 30: „Zuerst waren die Dichter der attischen Tragödie und Komödie genötigt, selbst und von vornherein ihren Schöpfungen Titel zu geben, da die Anmeldung der Stücke zum Agon nur unter einer eindeutigen Bezeichnung möglich war, unter der allein auch die im προάγων übliche Vorausverkündigung der am Wettkampf teilnehmenden Dramen erfolgen konnte.“
- 2 Der durative Verbalaspekt der Präsensform ἐπιτρέποντες verdeutlicht das Prozesshafte der Urteilsfindung. Zu den Aspekten der griechischen Verbalformen siehe MEIER-BRÜGGER 1992, 122–128.
- 3 Die Verhandlung umfasst 152 von ursprünglich insgesamt ca. 1200–1300 Versen, so ARNOTT ²1997, 383.